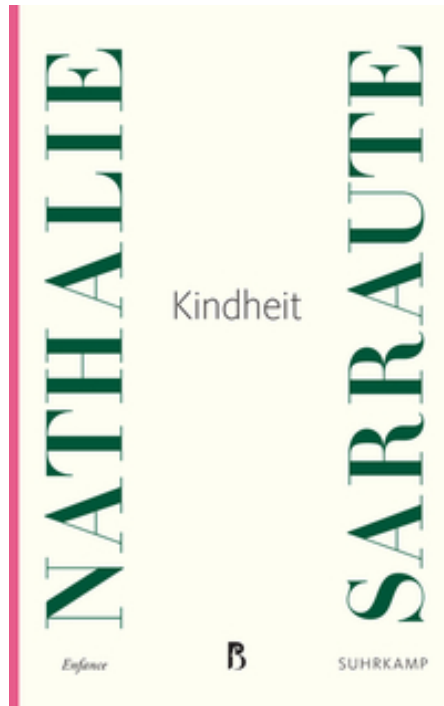


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Sarraute, Nathalie
Kindheit

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4901
978-3-518-46901-9

ACADÉMIE DE BERLIN
Suhrkamp

B FRANZÖSISCHE BIBLIOTHEK

Diese Ausgabe von *Kindheit* von Nathalie Sarraute ist Teil der FRANZÖSISCHEN BIBLIOTHEK, die in Zusammenarbeit zwischen der ACADÉMIE DE BERLIN und dem SUHRKAMP VERLAG entstanden ist.

Gemeinsam wollen wir auf bedeutende, aber fast vergessene Werke der modernen französischen Literatur aufmerksam machen – die FRANZÖSISCHE BIBLIOTHEK soll dazu in einer ersten Auswahl als Kompass dienen und als Anregung, sich immer wieder aufs Neue für französische Literatur in deutscher Sprache zu begeistern.

Die ACADÉMIE DE BERLIN wurde 2006 unter der Schirmherrschaft von Richard von Weizsäcker gegründet. Ihre Mitglieder, Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, haben es sich zum Ziel gesetzt, den kulturellen und gesellschaftlichen Austausch zwischen Frankreich und Deutschland zu fördern.

Natalja wächst unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg in Russland auf. Nach der frühen Trennung ihrer Eltern zieht sie mit der Mutter nach Paris – aus Natalja wird Nathalie. Als sie später die Ferien bei ihrem Vater und der eifersüchtigen Stiefmutter in der Schweiz, dem Ort seines politischen Asyls, verbringt, wird das Mädchen schlagartig reifen: Heimatlos und ohne feste Bezugsperson, wird Nathalie Sarraute zur feinen Beobachterin menschlicher Gemütszustände und Obsessionen.

Ihre autobiografisch motivierte Erzählung der Kindheit inmitten russischer Emigranten in Paris nimmt vieles vorweg, was die große Schriftstellerin Sarraute zeitlebens bewegt hat: die von Ablehnung geprägte Beziehung zur Mutter, die ständige Suche nach Heimat, aber auch das tiefe Vertrauen in die Kraft der Sprache. Eine unnachgiebige Doppelgängerin entlockt ihr im Gespräch bereits vergessen geglaubte Erinnerungen, lässt keine Beschönigungen des mühsam gepflegten Selbstbildes gelten und beschwört so Momente von großer Leidenschaft und Sensibilität.

Spätestens mit dem 1959 erschienenen Roman *Das Planetarium* galt Sarraute als eine der bekanntesten Schriftstellerinnen ihrer Generation. Sie wurde in mehr als 30 Sprachen übersetzt und erhielt zahlreiche Preise. Gemeinsam mit Marguerite Duras, Alain Robbe-Grillet und Claude Simon gehörte sie zu den zentralen Figuren des Nouveau Roman und nahm eine herausragende Stellung in der französischen Literatur der Nachkriegszeit ein.

NATHALIE SARRAUTE wurde am 18. Juli 1900 in Iwanowo-Wosnessensk (Russland) geboren. Sie studierte Jura in Paris und wurde anschließend Anwältin. 1939 erschien ihr erstes Buch, *Tropismen*, 1956 der Essay *Zeitalter des Misstrauens*, ein Manifest der neuen Romanformen, das ihr große Anerkennung einbrachte. 1963 erhielt sie für *Die goldenen Früchte* den Prix international de littérature. Sie verfasste Romane, Essays, Theaterstücke und Hörspiele. Nathalie Sarraute starb am 19. Oktober 1999 in Paris.

NATHALIE SARRAUTE

Kindheit

Aus dem Französischen
von Elmar Tophoven

SUHRKAMP

Der Übersetzer dankt der Autorin, Bärbel Flad und Erika Tophoven-Schöningh für Hilfe und Ratschläge.

E. T.

»Du bist also wirklich dazu entschlossen, deine ›Kindheitserinnerungen heraufzubeschwören? ... Wie dich diese Wörter stören, du magst sie nicht. Gib aber zu, daß es die einzig passenden sind. Du willst ›deine Erinnerungen heraufbeschwören‹ ... es ist nicht daran herumzudeuteln, genau darum handelt es sich.«

»Ja, ich kann es nicht ändern, es reizt mich, ich weiß nicht, warum ...«

»Du möchtest es vielleicht ... ist es nicht möglich, daß du ... so etwas wird einem manchmal selbst nicht klar ... du möchtest es vielleicht, weil deine Kräfte nachlassen ... «

»Nein, ich glaube nicht ... jedenfalls spüre ich es nicht ... «

»Und doch: könnte dieser Entschluß... ›deine Erinnerungen heraufzubeschwören‹... könnte er nicht auch bedeuten, daß... «

»Oh, ich bitte dich... «

»Man muß es sich schon fragen: bedeutet es nicht vielleicht doch, daß du dich zur Ruhe setzen, Platz machen, dein Element aufgeben möchtest, in dem du bislang schlecht und recht... «

»Ja, wie du sagst, schlecht und recht... «

»Mag sein, aber es ist das einzige, in dem du überhaupt leben konntest... das Element, das... «

»Oh, was soll's? Ich kenne es.«

»Stimmt das auch? Hast du wirklich nicht vergessen, wie es darin war? wie alles darin schwankt, sich verwandelt, sich davonmacht... du bewegst dich tastend voran, stets suchend, dich vorstreckend... wohin? was ist das da? das hat mit nichts Ähnlich-

keit... niemand spricht davon... es entzieht sich, man packt es, so gut es einem gelingt, man schiebt es... wohin? irgendwohin, wenn es nur eine günstige Umwelt findet, in der es sich entwickelt, wo es vielleicht zu leben vermag... Sieh mal, wenn ich nur daran denke... «

»Ja, so was macht dich redselig. Ich möchte sogar sagen übermütig. Ich frage mich, ob es nicht immer wieder die gleiche Furcht ist... erinnere dich, wie sie jedesmal, wenn sich etwas noch Unförmiges einstellt, wieder erwacht... Was uns von früheren Bemühungen übriggeblieben ist, scheint unsere Aufmerksamkeit weit mehr zu verdienen als das, was sich noch zitternd irgendwo in einem Zwischenreich regt... «

»Das ist es ja eben, ich fürchte diesmal, daß es sich nicht regt... sich nicht genug regt... daß es sich ein für allemal verfestigt hat, wie etwas ganz und gar im voraus Gegebenes... «

»Mach dir keine Sorgen wegen etwas Gegebenem... es ist noch ganz in der Schwebelage, kein geschriebenes Wort, kein gesprochenes Wort hat es bislang berührt, mir scheint, daß es ein wenig

bebt... außerhalb der Wörter... wie immer...
kleine Teile von etwas noch Lebendigem... ich
möchte, bevor sie verschwinden... laß mich... «

»Gut. Ich sag nichts mehr... wir wissen ja genau,
daß, sobald du von etwas heimgesucht wirst... «

»Ja, und – was man kaum glauben würde – diesmal
kommt der Anstoß von dir, du drängst mich schon
seit einer Weile dazu... «

»Ich?«

»Ja, du... Mit deinen Zurechtweisungen und War-
nungen rufst du es hervor... stürzt du mich da
hinein... «

»Nein, das tust du nicht... da sind sie wieder, diese
Worte, sie sind wieder lebendig geworden, sie sind
genauso rege wie in jenem Moment vor so langer
Zeit, als sie in mich eindrangen; sie drücken, sie
lasten mit ihrer ganzen Macht, mit ihrem enormen

Gewicht auf mir... und unter ihrem Druck löst sich in mir etwas ebenso Starkes, erhebt sich in mir etwas noch Stärkeres und steigt empor... die Worte, die aus meinem Munde kommen, tragen es fort und treiben es dort hinein... ›Doch, ich werde es tun.‹

›Nein, das tust du nicht.‹ ... diese Worte kommen von einer Gestalt, welche die Zeit beinahe ausgelöscht hat... es bleibt nur eine Anwesenheit übrig... die Anwesenheit einer jungen Frau, die tief in einem Sessel im Salon eines Hotels sitzt, wo mein Vater allein mit mir seine Ferien verbrachte, in der Schweiz, entweder in Interlaken oder in Beatenberg, ich muß damals fünf oder sechs Jahre alt gewesen sein, und die junge Frau hatte die Aufgabe, sich um mich zu kümmern und mir Deutsch beizubringen... Ich kann sie mir nicht mehr genau vorstellen... aber ich sehe ganz deutlich das Handarbeitskörbchen auf ihren Knien und darauf eine große Stahlschere... und ich... ich kann mich nicht sehen, aber ich fühle es, als ob ich es in diesem Augenblick täte... ich ergreife plötzlich die Schere, ich halte sie fest in der Hand... eine schwere, geschlossene Schere... ich halte ihr spitzes Ende auf die Rückenlehne eines Sofas gerichtet, das mit einem ganz zarten, rankenartig gemusterten, glänzenden Seidenstoff in einem etwas verblichenen Blau überzogen ist...

und ich sage auf deutsch... ›*Ich werde es zerreißen.*‹

»Auf deutsch... Wie hattest du es so gut lernen können?«

»Ja, ich frage es mich selbst... Aber diese Wörter habe ich seitdem nie mehr ausgesprochen... ›*Ich werde es zerreißen.*‹ ... das Wort ›*zerreißen*‹ ertönt wie ein wildes Zischen, im nächsten Moment wird etwas passieren... ich werde etwas zerreißen, verheeren, zerstören... es wird ein Anschlag sein... ein Attentat... ein Verbrechen... das aber nicht geahndet wird, wie es geahndet werden könnte, ich weiß, daß es keinerlei Strafe geben wird... vielleicht einen kleinen Tadel, eine unzufriedene, etwas besorgte Miene meines Vaters... Was hast du getan, Taschock, was ist in dich gefahren? und die Entrüstung der jungen Frau... aber eine Furcht, die noch größer ist als die vor unwahrscheinlichen, undenkbaren Strafen, hält mich noch zurück von dem, was im Nu geschehen wird... das Nichtwieder-gut-zu-machende... das Unmögliche... das, was man nie tut, was man nicht tun darf, was keiner sich erlaubt...

›*Ich werde es zerreißen.*‹ ... ich warne Sie, ich werde den Schritt tun, aus dieser sittsamen,

bewohnten, lauwarmen, weichen Welt hinausspringen, ich werde mich von ihr trennen, ich werde fallen, stürzen, ins Unbewohnte, in die Leere . . .

›*Ich werde es zerreißen*‹ . . . ich muß Sie warnen, um Ihnen Zeit zu lassen, mich daran zu hindern, mich zurückzuhalten . . . ›*Ich werde das da zerreißen*‹ . . . ich werde es ihr sehr laut sagen . . . vielleicht wird sie die Schultern zucken, den Kopf senken und einen aufmerksamen Blick auf ihre Handarbeit richten . . . Wer nimmt solche Hänseleien, solch kindischen Schabernack schon ernst? . . . und meine Worte werden zerfliegen, sich auflösen, mein erschlaffter Arm wird hinabsinken, und ich werde die Schere wieder an ihren Platz in das Körbchen legen . . .

Aber sie richtet den Kopf wieder auf, sie blickt mich gerade an und sagt, jede einzelne Silbe betonend: ›*Nein, das tust du nicht*‹ . . . wobei sie einen sanften, festen, nachhaltigen, unerbittlichen Druck ausübt, den gleichen Druck, den ich später in den Worten, im Ton von Hypnotisuren und Tierbändigern wahrnahm . . .

›*Nein, das tust du nicht* . . . ‹ in diesen Wörtern fließt eine dicke, schwere Flut und das, was sie mit sich führt, dringt tief in mich ein, um das, was sich in mir rührt, was sich aufbäumen will, zu zerschmettern . . . und unter diesem Druck bäumt es sich wieder auf, bäumt es sich noch mehr, noch höher

auf, es wächst und schleudert gewaltsam diese Worte aus mir hervor . . . ›Doch, ich werde es tun.«

›Nein, das tust du nicht . . .‹ die Worte umzingeln mich, umfassen mich, fesseln mich, ich schlage um mich . . . ›Doch, ich werde es tun‹ . . . Es ist soweit, ich befreie mich, die Aufgeregtheit, die Gereiztheit läßt mich den Arm ausstrecken, ich steche die Scherenspitze mit aller Kraft hinein, die Seide gibt nach, sie zerreißt, ich schlitze die Rückenlehne von oben nach unten auf und betrachte, was da herauskommt . . . etwas Weiches, Gräuliches wölbt sich aus dem Schlitz hervor . . .«

In diesem Hotel... oder in einem anderen Schweizer Hotel der gleichen Art, wo mein Vater wieder seine Ferien mit mir verbringt, sitze ich am Tisch in einem Saal, erhellt von breiten, verglasten Fenstern, hinter denen man Rasenflächen und Bäume sieht... Es ist der Speisesaal der Kinder, die dort unter der Aufsicht ihrer Kindermädchen oder Gouvernanten ihre Mahlzeiten einnehmen.

Sie sitzen so weit wie möglich von mir am anderen Ende des langen Tisches beieinander... die Gesichter von einigen unter ihnen sind durch eine ganz dicke, geschwollene Backe grotesk entstellt... ich höre sie laut auflachen, ich sehe die amüsierten Blicke, die sie mir heimlich zuwerfen, ich verstehe schlecht, aber ich kann mir denken, was die Erwachsenen ihnen zuflüstern: ›Los, schluck's runter, hör auf mit dem blöden Theater, schau das Kind dort nicht an, du darfst es nicht nachmachen, es ist ein unerträgliches Kind, ein verrücktes Kind, ein überspanntes Kind...‹

»Du kanntest schon diese Wörter . . . «

»Und ob ich sie kannte . . . ich hatte sie oft genug gehört . . . Aber keines dieser etwas schreckenerregenden, erniedrigenden Wörter, kein Überredungsversuch, kein Flehen konnte mich dazu bringen, den Mund zu öffnen, damit das bißchen Essen da hineingesteckt werden konnte, das ungeduldig am Gabelende, da, ganz nah vor meinen zusammengepreßten Lippen hin- und hergeschwenkt wurde . . . Als ich die Lippen schließlich öffnete, um dieses Stück hereinzulassen, schiebe ich es sofort in meine Bakkentasche, die schon voll, geschwollen, gespannt ist . . . eine Vorratskammer, wo es warten muß, bis es an die Reihe kommt, um zwischen meinen Zähnen zerkaut zu werden, bis es so flüssig wie Suppe ist . . .

»So flüssig wie Suppe« waren die Worte, die ein Arzt in Paris gesagt hatte, Doktor Kervilly . . . «

»Wie merkwürdig, daß sein Name dir sofort wieder einfällt, während du so viele andere noch so lange suchen kannst, ohne daß . . . «

»Ja, ich weiß nicht, warum ausgerechnet sein Name unter so vielen vergessenen wieder auftaucht . . .

Meine Mutter hatte mich wegen ich weiß nicht mehr welcher kleinen Beschwerden durch ihn untersuchen lassen, kurz bevor ich wieder zu meinem Vater fuhr... Was mich, weil sie damals mit mir in Paris lebte, darauf bringt, daß ich noch keine sechs Jahre alt gewesen sein konnte...

›Hast du gehört, was Doktor Kervilly gesagt hat? Du mußt die Speisen so lange zerkauen, bis sie so flüssig wie Suppe sind... Vergiß es vor allem nicht, wenn du ohne mich drüben sein wirst, drüben wird man es nicht wissen, drüben wird man es vergessen, wird man nicht darauf achten, du wirst selbst daran denken müssen, du mußt dich an das, was ich dir rate, erinnern... versprich mir, daß du es tun wirst...‹ – ›Ja, ich verspreche es dir, Mama, du kannst ganz beruhigt sein, du brauchst dir keine Sorgen zu machen, du kannst dich auf mich verlassen...‹ Ja, sie kann ganz sicher sein, ich werde sie in mir ersetzen, sie wird mich nicht verlassen, es wird so sein, als ob sie immer da wäre, um mich vor Gefahren zu schützen, welche die anderen hier nicht kennen, wie könnten sie sie auch kennen? sie allein kann wissen, was mir zuträglich ist, sie allein kann das, was gut für mich ist, von dem, was schlecht für mich ist, unterscheiden.

Ich kann es ihnen noch so oft sagen und erklären...

›So flüssig wie Suppe... das hat der Doktor, das hat Mama mir gesagt, ich habe es ihr versprochen... Sie schütteln den Kopf, sie lächeln ein wenig, sie

glauben nicht daran... »Ja, ja, schon gut, aber du solltest dich trotzdem beeilen, schluck's runter...«
Ich kann aber nicht, es gibt nur mich hier, die Bescheid weiß, die es allein beurteilen kann... wer kann hier sonst an meiner Stelle entscheiden und mir erlauben... wenn der Moment noch nicht gekommen ist... ich kaue so schnell ich kann, ich versichere es Ihnen, meine Wangen tun mir weh, ich laß Sie nicht gern warten, aber ich kann nichts daran ändern: Es ist noch nicht »so flüssig wie Suppe«... Sie werden ungeduldig, sie treiben mich an... was schert sie das schon, was meine Mutter gesagt hat? sie zählt hier nicht... keiner hier außer mir berücksichtigt es...

Wenn ich jetzt meine Mahlzeiten einnehme, ist der Kinderspeisesaal leer, ich esse nach den anderen oder vorher... ich habe ihnen ein schlechtes Beispiel gegeben, es sind Klagen von Eltern gekommen... aber das macht nichts... ich bin immer noch hier, auf meinem Posten... ich widerstehe... ich halte stand auf diesem Stückchen Erde, wo ich ihre Farben gehißt habe, wo ich Mutters Fahne aufgepflanzt habe...«

»Das sind Bilder und Wörter, die freilich nicht in so jungen Jahren in deinem Kopf entstehen konnten...«

»Natürlich nicht. Ebensowenig übrigens, wie sie im Kopf eines Erwachsenen hätten entstehen können... Es war, wie immer, außerhalb der Worte als ein Ganzes empfunden worden... Aber diese Wörter und diese Bilder sind eben das, was es schlecht und recht erlaubt, solche Empfindungen zu erfassen und zu behalten.«

Wenn ich nachgäbe, wenn ich einwilligte, dieses Stück herunterzuschlucken, ohne es vorher so flüssig wie Suppe zerkaut zu haben, so würde ich etwas Schlimmes tun, was ich ihr nie erzählen könnte, wenn ich wieder nach drüben, zu ihr zurückkehren würde... ich würde diesen Verrat, diese Feigheit tief in mir tragen müssen.

Wäre sie bei mir, so brauchte ich vielleicht schon lange nicht mehr daran zu denken und könnte, wie ich es gewöhnt war, ohne zu kauen schlucken. Meine Mutter selbst hätte es, so wie ich sie als eine unbekümmerte, zerstreute Person kannte, längst vergessen... aber sie ist nicht hier, sie hat es mir mit auf den Weg gegeben... »so flüssig wie Suppe«... von ihr habe ich es... sie gab es mir, damit ich es behalte, ich muß es ehrfürchtig aufbewahren, es vor jedem Angriff schützen... Ist es wirklich schon das, was man »so flüssig wie Suppe« nennen kann? ist es nicht noch zu dick? Nein, wirklich, ich glaube, daß ich es mir erlauben kann, es herunterzuschluk-

ken... und dann das nächste Stück aus meiner Backentasche hervorzuholen...

Es tut mir wirklich leid, dieser so sanften, geduldi-
gen Person eine solche Unannehmlichkeit zuzumu-
ten, und meinem Vater vielleicht Kummer zu berei-
ten... aber ich komme von weit her, von einem
fremden Ort, zu dem sie keinen Zugang haben,
dessen Gesetze sie nicht kennen, Gesetze, die ich
drüben schelmisch mißachten kann, es kommt
schon mal vor, daß ich sie verletze, aber hier nötigt
mich die Loyalität, mich ihnen zu unterwerfen...
Ich ertrage tapfer die Rügen, die Spöttereien, die
Ausschließung, die Vorwürfe, boshaft zu sein, die
Unruhe, die meine Verrücktheit hier erzeugt, und
das Schuldgefühl... aber ist es überhaupt vergleich-
bar mit den Gewissensbissen, die ich haben würde,
wenn ich mein Versprechen nicht hielte, heilig
gewordene Worte verhöhnte, jedes Pflicht- und
Verantwortungsgefühl verlöre, mich wie ein schwa-
ches, kleines Kind aufführte und einwilligte, dieses
Stück herunterzuschlucken, bevor es ›so flüssig wie
Suppe‹ geworden wäre.